Fragen zu Kunst und Gewerbe

Wo man gerne hingeht, wo man nicht so gerne hingeht … Gehen Sie gern zur Bank und lassen sich »beraten«? (Ah, diese Anführungsstriche!) Beraten und verkauft – sagt man so in der Branche. Manch ein Kunde hat lang daran zu knabbern. Oder gehen Sie lieber zum Zahnarzt? Hier eine Krone, da eine Brücke, oder wie wär's mit einem Implantat? Kostet auch, aber knabbern geht wieder besser. Nun soll eine nichtärztliche Untersuchung ergeben haben (berichtet die *FAZ),* dass die Deutschen »lieber zum Zahnarzt als zur Bank« gehen. 88 Prozent vereinbarten einmal im Jahr einen Termin mit ihrem Doc, 11 Prozent mit ihrem Banker. Forsa habe das ermittelt! – Hier lassen wir die Zeitung sinken und versinken in Gedanken. Warum haben wir bloß keinen Bock auf Bank? Warf sich der Direktor je in den Tresor und machte sich über unser Geld her? So direkt nicht. Versteht der Zahnarzt (Gold!) einfach mehr von Wertanlagen? Könnte schon sein. Andererseits: Seltener noch als zur Bank gehen wir zur Kirche. Oder in den Puff. Wann haben wir uns da zuletzt einen Termin geben lassen? »Deutsche gehen lieber zur Bank als in den Puff.« Das schreibt natürlich wieder keiner.

Mein Vater, der Holzfäller

Otto Endres hat sein Leben lang Bäume geschlagen – nun ist er in Rente. Unsere Redakteurin ALEXANDRA ENDRES geht mit ihm noch einmal durch den Wald

Foto: Alexandra Endres

Knochenjob im Grünen: »Mir hebbe nix anners gekennt«, sagt Otto Endres

Wer Bäume fällt, muss auf vieles achten. Steht der Baum gerade oder schief? Steht er am Hang oder auf flachem Gelände, auf weichem oder hartem Grund? Unter welcher Spannung steht der Stamm? In welche Richtung könnte er fallen? Stehen dort andere Bäume, vielleicht ein Haus?

»Jeder Bohm is annerscht«, sagt mein Vater, jeder Baum sei anders. Er muss es wissen, denn er hat 46 Jahre lang im Wald gearbeitet: Otto Endres, 61 Jahre, Holzfäller – oder Forstwirt, wie der Beruf eigentlich heißt. Ein ruhiger, zurückhaltender Mann, der sein Leben lang draußen angepackt hat. Schwielige, große Hände, stattliche Statur, braun gebrannte Arme im Sommer. Vor ein paar Wochen ist er in Rente gegangen.

Auf dem Land zu leben ist schwer in Mode. Überreizte Städter sehnen sich nach Ruhe und einem Leben im Einklang mit der Natur. Zeitschriften über die Lust am Landleben schießen nur so aus dem Boden, ihre Auflagenzahlen wachsen von Quartal zu Quartal. Mein Vater liest sie nicht, aber er weiß, was den Lesern meist nicht gezeigt wird: Das Leben mit der Natur ist dreckig und unordentlich, es riecht nach Mist und verschwitzten Klamotten. Es ist harte, mühsame Arbeit. Gleichwohl würde er sie nie eintauschen gegen den Komfort der Stadt. »Do isch der Hiemel«, sagt er über das Leben im nordbadischen Dorf Zimmern: Hier sei der Himmel.

Zuletzt hat er im Birkwald Brennholz geschlagen, wenige Kilometer vom Dorfrand entfernt. Buchen, Eichen und Fichten wachsen hier, am Weg liegen lange Stämme. Mannshoch sind sie aufeinandergestapelt. Der Wind weht Motorsägengeräusche von der Nachbargemarkung herüber, der Kuckuck ruft.

Jetzt, als Rentner, macht mein Vater nur noch für die Familie Holz. 20 Ster, so viel brauchen die Eltern im Jahr zum Heizen. Ein Ster entspricht einem Kubikmeter gestapelten Holzes, mit Luft dazwischen. 20 Ster bedeuten: vier bis fünf Tage sägen, hacken und stapeln. Viele Leute heizen mit Brennholz, seit das Öl so teuer geworden ist. Wer in Sachen Sicherheit geschult ist, darf in seinem Privatwald oder im zugewiesenen Stück eines Gemeindewaldes Bäume fällen. Später sehen wir den Metzger des Nachbardorfes mit seinen Söhnen Scheite in einen Kastenwagen laden.

Die Gemeinde sucht junge Kräfte, aber die Arbeit ist vielen zu hart

Wenn mein Vater vom Landleben erzählt, hat das mit Lifestyle nichts zu tun. Manche seiner Geschichten sind wie aus einer anderen Zeit. In seiner Jugend verdingten sich die Bauern des Dorfes in den Wintermonaten als Holzfäller, um ein Zubrot zu verdienen. Im Akkord schlugen sie Bäume für den Baron des Nachbardorfes oder für die Kommune. »Die Gemeinde versteigerte das Holzmachen an den Billigsten«, erinnert sich mein Vater. »Der Baron zahlte einen festen Satz.« Dieser war nicht unbedingt höher, dennoch galt der Adlige als guter Arbeitgeber.

So begann er im Jahre 1965 für den Baron zu arbeiten. Sie waren eine Dreiergruppe, ein erfahrener Nachbar und zwei Jungs, beide 16 Jahre alt. Der Alte ging mit der Motorsäge voran, fällte und entfernte die dicken Äste. Die beiden Jungs schälten die Rinde von den Stämmen, spalteten das Holz und setzten es auf. Eine Schufterei. Die Kiefernrinde war bis zu fünf Zentimeter dick und auf den unteren Metern nur schwer vom Stamm zu lösen. Von den Fichtenstämmen standen Aststummel ab und ließen die Schäleisen abprallen; mit dem Beil mussten sie weggehackt werden. Im Winter, wenn das Holz trocken und hart war, ging das besonders schwer.

Den Jungen half, dass sie das harte Arbeiten aus der Landwirtschaft gewohnt waren: vom Heumachen, bei dem die Wagen noch mit Gabeln von Hand beladen wurden statt hydraulisch, vom Pflügen mit den beiden Kaltblütern und vom Dreschen, nach dem die Jugendlichen die zentnerschweren Getreidesäcke über mehrere Treppen hoch auf den Dachboden schleppten. »Horch«, sagt mein Vater heute, wenn er im Blaumann am Abendbrottisch sitzt, vor sich Blut- und Leberwurst, scharfen Senf und selbst eingelegte Gurken, in der Hand ein großes Messer: »Horch, mir hebbe nix anners gekennt. Des wor halt so.« Man habe nichts anderes gekannt. So seien die Zeiten gewesen.

Mittlerweile erledigen Maschinen die schwerste Arbeit. Als vor 20 Jahren der Orkan »Wiebke« in Süddeutschland ganze Fichtenwälder umwarf, trugen mein Vater und seine Kollegen die viele Meter langen Stämme noch von Hand zusammen. Eine Plackerei. Jetzt betreut ein sogenannter Vollernter die damals neu bepflanzten Flächen. Über eine Entfernung von bis zu zehn Metern greift die Maschine in den Wald, fällt einzelne Bäume, holt sie heraus, schneidet sie zurecht und legt die Stämme bereit zum Abtransport. Bedient wird das Trumm, das allein so viel schafft wie früher zehn Männer, von einer Person.

Auch die Motorsägen sind leichter und leistungsfähiger als früher, und sie vibrieren nicht mehr so stark. Das schont Finger und Gelenke. Um die acht Kilo wiegen die beiden Sägen noch, die er in seiner Werkstatt lagert, wo vor Jahren der Stall der beiden Schweine war.

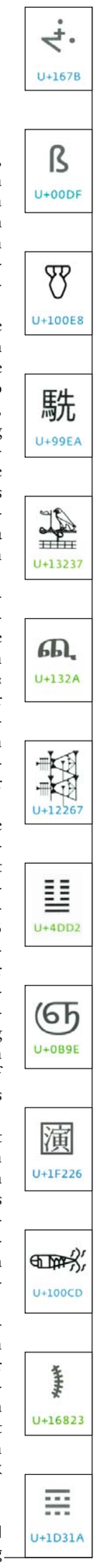
Irgendwann lohnte sich der Bauernhof mit seinen Rindern, Schweinen und Hühnern, den Getreidefeldern, Obst- und Gemüsegärten nicht mehr. Mein Vater trat als Waldarbeiter in den Dienst der Gemeinde. Die theoretische Ausbildung holte er nach: Unfallverhütung, Geometrie, Arbeitstechnik, Ergonomie. Manches, was er lernte, gilt heute nicht mehr. »Die Jungen sägen ganz anders«, erklärt er. Statt von außen eine Kerbe in den Stamm zu schneiden, stechen sie direkt durch die Mitte. Das ist sicherer, und Sicherheit geht vor. »Aber die Sägeschwerter können dabei leichter kaputt gehen.«

Die schönsten Stämme zeigen die Kommunen auf ihrem gemeinsamen Wertholzplatz. Hinter der Halle einer Saftfabrik liegen Kirschbäume, Nussbäume und Eichen auf langen Bohlen zur Begutachtung. Aus ihnen sollen Möbel oder Fensterrahmen werden oder Furnier. Besonders wertvoll waren eine Zeit lang die Eichen aus unserem Dorf: Zwei-, dreihundert Jahre alt, gewachsen in einem Eichwald, wie in der Gegend keiner mehr steht. Da gab es immer einen guten Preis. »Der Standort war berühmt«, sagt mein Vater. »Nur noch im Spessart gibt es ähnlichen Boden.« Jetzt ist vom Eichwald kaum noch etwas übrig. Bei den aktuellen Preisen lohnt sich das Schlagen.

Im Birkwald setzen die Kollegen Nussbäume. Leichte Arbeit, sagt einer, mit dem Hohlspaten gehe es gut. Sie sind nur zu zweit; drei Arbeiter in einer Gruppe wären normal. Die Gemeinde hat Nachwuchsprobleme. Die Anstrengung schreckt viele ab. Auch dem Vater fiel die Arbeit zuletzt schwer. Die Kondition ließ nach, die Füße blieben häufiger in den Brombeerranken hängen als früher. Dennoch sagt er: »Ich hätt nix anners schaffe g'wellt. Im Wald wird's einem nie langweilig, anders als in der Fabrik.«

Es werde Schrift

Das Buch »decodeunicode« zeigt die Zeichen der Welt



Und schon wieder ein dickes Buch, das weder Lesebuch noch Bilderbuch ist und dennoch zum Lesen wie zum Kucken verführt: 109 242 Zeichen aller Epochen und Gegenden sind in *decodeunicode* versammelt, auf 656 zumeist eng bedruckten Seiten (bei Hermann Schmidt Mainz für 68 Euro).

Passenderweise kommt es gerade in dieser Woche heraus, da sich in Berlin die Kommunikationsbranche zur jährlichen Designkonferenz Typo trifft, heuer unter dem Motto »Shift«, was in höherem Sinne Veränderung bedeutet, zunächst aber auf das elektrische Schreiben verweist. Wer die Umschalttaste seines Computers drückt, SCHREIBT GROSS, jedenfalls in der lateinischen Schrift von a bis z, ausgenommen ß, wie man am Beispiel sieht.

Das Lateinische war jahrzehntelang das Maß aller virtuellen Schriftsysteme. Jede Extrawurßt störte die Programmierer. Blättert man im Buch, dann nimmt »Basic Latin« (ohne Sonderzeichen) heute nur mehr eine Drittelseite ein; koreanische, japanische, chinesische Zeichen füllen Hunderte Seiten, man hat sie auf extra dünnes Papier gedruckt, damit der Leser nicht zu schwer an ihnen trägt.

Dargeboten wird das gesamte Unicode, jenes elektronische Weltzeichenverzeichnis, das im Morsealphabet ebenso wurzelt wie im amerikanischen Standardcode zum Informationsaustausch, kurz ASCII, der 1963 noch keine Umlaute und keine Akzente kannte. Inzwischen sind sogar die ägyptischen Hieroglyphen digitalisiert und ein bildmächtiges Schriftsystem wie Bamum, das der König von Kamerun 1896 erfand, und auch die Emojis, die als Lächelgesichter auf japanischen Handys das Licht des Bildschirms erblickten.

Die Welt ist Schrift – so viel ist gewiss. Den beiden Chefkollektoren des Buches, Johannes Bergerhausen und Siri Poarangan, geht es indes nicht nur um die faszinierende Bestandsaufnahme, die gedruckt reichlich Wucht entfaltet, sondern auch um die Inspiration zum bestimmungsfremden Gebrauch.

Man wird sich etliche Zeichen anverleiben, auf T-Shirts drucken, in Logos einrücken, befreit von ihrer Bedeutung. Und wie viele dieser global codierten Symbole schlummern schon in unseren Geräten, wie einst »U+0040«, das als @ zum virtuellen Posthorn wurde. ULRICH STOCK

Unicode: Jedes Symbol hat seine Bezeichnung